Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **23 (1940)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

die Grenzen dieser Rückwärtsbewegung? Wir wissen aus der Sonderbundsbewegung, wir wissen aus der Wiedertäuferbewegung und andern religiösen Entwicklungen, dass da, wo dem Streben nach Totalität die Bahn frei gegeben wird, sofort Fanatismus und später noch gefährlichere geistige Abirrungen die Köpfe verwirren und die Bewegung immer weiter und weiter treiben. Grosse Errungenschaften der letzten Jahrhunderte — Schule, Universität, Medizin, Rechtspflege, Kunst — wären ernstlich gefährdet. Alle diese grauenhaften Endphasen liegen sicher nicht als Ziele vor denen, die jetzt den gefährlichen Ruf ins Land hinaussenden; das ist gewiss. Gewiss ist aber auch, dass die Bewegung ihnen sofort über die Köpfe wachsen und über sie hinaus vorwärts schreiten würde ins Bedenkliche, in die Katastrophe.

V.

Wie können angesichts aller dieser Gefahren die christlichen Eiferer ihre Posaunenstösse noch verantworten? Man müsste ihr Beginnen geradezu als verbrecherisch bezeichnen, wenn es nicht eine Entschuldigung für sie gäbe: Sie glauben nämlich, damit das Gute zu fördern. Sie sind überzeugt, dass nur das Christentum das Gute in sich birgt, dass jeder Verlust an Glauben auch eine Verminderung des Guten in der Welt zur Folge habe. Darum, um des Guten und Sittlichen willen: Zurück zur Kirche! Die Diskussion der Abhängigkeit oder Unabhängigkeit des Guten vom Christentum geht ins Uferlose. Soviel steht fest:

In der altehrwürdigen Geschichte der Menschheit sind die letzten zwei christlichen Jahrtausende nur die letzten Atemzüge eines sehr langen Lebens, sind die letzten zwei Centimeter an einem fast zehn Meter langen Stabe. Urgeschichte und Geschichte sagen dem, der hier Belehrung annehmen will, dass das Gute sich schon in unvordenklichen Zeiten vor dem Christentum im Menschengeschlecht ausgebildet und herausentwickelt hat; aber gewiss war es und ist es auch heute noch eine überaus zarte Pflanze und von vielen Gefahren bedroht. An der Entwicklung des Guten hat das Christentum seinen ganz bestimmten Anteil, der sei ihm zugegeben; wer aber all' die Schande und die Schmach gerade der christlichen Zeitepoche kennt, wird diesen Anteil nicht überschätzen. Und sicher hätte sich das Gute im Abendland auch ohne das Dazukommen des Christentums weiter entwickelt, wie es sich ja ausserhalb des Christentums, vor dem Christentum ebenfalls als rein menschliches Anliegen weiterentwickelt hat und wie es einmal nach dem Erlöschen des Christentums sich weiterhin entwickeln wird. Die Ethik weiss, dass der Beitrag des Christentums an das Gute ein kleiner ist. Zu dieser Einsicht gesellt sich aber heute noch die Ueberzeugung, dass eine Sittlichkeit nicht aufgebaut werden kann auf Erzählungen, auf Glaubensformen und Dogmen, an die die heutige Menschheit doch nicht mehr glaubt und nicht mehr glauben kann, nicht mehr glauben kann trotz allen den krampfhaften und krankhaften Bekenntnissen zur Unvernunft, zum Widerspruch, zur Paradoxie, zur Torheit, zum Skandalon. Dieses Fundament ist heute nicht mehr tragfähig. Nur die Realität — mag sie energetisch oder pantheistisch-spiritualistisch gefasst werden, das ist gleichgültig — nur die Realität, das Weltenwirkliche mit seinen Nöten und harten Notwendigkeiten ist stark genug, die Fundamente einer Menschensittlichkeit zu tragen. Bedeutende Vertreter der Wertphilosophie sprechen heute von der Ueberwindung des Gottesglaubens als von einem ernstgemeinten sittlichen Postulat. Eine Sittlichkeit, die auf heute klar festgestellten Unwahrheiten und auf Widersprüchen sich aufbaut, ist krank, ist in ihrem Keim schon vergiftet.

Der Anspruch der Kirche, die einzige Garantin des Guten und Sittlichen zu sein, ist unberechtigt; wird der Anspruch erhoben gegen besseres Wissen, das doch bei vielen Kirchenmännern vorhanden ist, so ist diese anspruchsvolle und haltlose Behauptung in sich schon eine empörende Unsittlichkeit.

VI.

Nein, es gibt kein Zurück mehr!

Mit ohnmächtigen Händen fasst ihr in die Speichen des Rades der Geschichte, um es aufzuhalten und rückwärts zu drehen. Dieses Rad hat sich aber noch nie rückwärts gedreht, es rollt vorwärts und rollt heute vor unsern Augen langsam, aber unaufhaltsam aus der christlichen Epoche heraus. Ihr reisst es nicht zurück, es reisst euch vorwärts, nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft. Gewiss ist es eine mit allen Fragwürdigkeiten und Unsicherheiten verdunkelte Zukunft, aber es wird keine christliche Zukunft mehr sein. Das Christentum hat seine Zeit gehabt, und diese Zeit ist nunmehr abgelaufen, das fühlt, das erlebt, das weiss die heutige Menschheit. Nein, es gibt kein Zurück mehr!

Kindermord.

Neben der Ermordung des sogenannten Erlösers der Menschheit, des Juden Jesus, durch die römische Justiz in Palästina, die ohne hinreichenden Grund erfolgte und als ein grausamer Justizmord von den sog. «Evangelien» in breitester Weise geschildert wird, hat wohl nichts das kindliche Gemüt seinerzeit im Religionsunterricht so stark beeinflusst, wie der Kindermord zu Bethlehem, den Herodes, der jüdische Scheinkönig,

---

Halb in eingeredeter, halb in wirklicher Trübsal schaute er in den dunstigen Nachmittag hinaus. Man sah nicht übermässig weit, trotz der stolzen Höhe des Berges, weil das Monestir sich in einem Einschnitt befindet, und die vorgelagerten Felsmassen beidseitig den Ausblick verwehren. Man schaute eben geradeaus in die Tiefe und blickte auf den Bergrücken jenseits des Llobregat, dessen rotbraun gebrannte Erde in der heissen Julisonne dürstete. Rotbraun gebrannt ... es sah aus als wären Berghang und Kuppe mit Millionen Kupfermünzen übersät wie das bewusste Viereck im Buschwald nebenan, und irgendwo klebte eine hässlich-gelbe Hütte in diesem Kupfermeer, als wie ein Korkzapfen, der eigentlich gar nicht hingehörte.

Wenn es gelänge, ihn vielleicht irgendwie wieder herauszuangeln? So leicht mochte das kaum fallen, denn Gregorio glaubte sich an eine ziemlich hohe Fussleiste zu erinnern, die allfällig frevlen Händen den Zugriff verwehrte. Aber jedenfalls liess es sich versuchen. Er konnte den hässlichen Fremdkörper wenigstens mit einer Rute oder einem Stock an einen weniger sichtbaren Platz befördern. Weniger sichtbar, das hiess, den Augen der Welt verborgen. Ob er damit auch für die Virgen unsichtbar würde, das hing jedenfalls doch von ihrer sprichwörtlichen Milde ab.

In der nächsten freien Viertelstunde schlich sich also Gregorio wieder an den Schauplatz seiner Freveltat, brach sich unterwegs eine Rute und nahm sich vor, den Korken des Anstosses wenn nicht aus der Welt, so doch gründlich ausser Sichtweite zu schaffen. Aber es bot sich ihm keine Gelegenheit. Er befand sich nie allein. Zwei oder drei Pilger waren stets zugegen; wie konnte er da in deren Anwesenheit mit seiner Rute auf dem Kapellenboden herumfischen, als lockten ihn die Kupfermünzen! Nein, es hatte sich bereits so ziemlich alles gegen ihn verschworen, und weshalb? Das wussten nur er und das Muttergottesbild.

Selbstverständlich lag der Korken noch am gleichen Orte. Nur das Antlitz der Virgen, so deuchte ihn wenigstens, schien sich verändert zu haben, statt dem nachsichtigen Lächeln, das sie vorher zutage trug, lag ein kaum merklicher Unmut auf ihrem feinen Gesicht, und mit einer merkwürdigen Eindringlichkeit hielt sie ihre Augen ausgerechnet auf jenen Fleck geheftet, aus dem die gelbe Gemeinheit inmitten des Kupferberges hervorstach. Wenn wenigstens etwas mehr Münzen hineingeworfen würden, um den schmählichen Zeugen seiner Unbekümmertheit zuzudecken. Aber bis dahin mochte er lange warten!

So trat er, mit einem spürbaren Knacks seiner Männerehre behaftet, auf der ganzen Linie geschlagen wieder den schmählichen Rückzug an. Wenn es nun der Virgen gar noch einfiele, ihn seiner Missetat wegen zu strafen? Seine Einrede vom Flaschenkorken der armen Witwe verlor bei ihm selber immer mehr an Boden. Das kann man einer Kleinkinderschule erzählen, oder dem taubstummen Santiagno an der Gran Via, oder sonst jemandem, der so tut, als ob er es glaube, die Virgen aber, die durchschaut noch viel gewitzigtere Entschuldigungslügen. Es hing nun ganz von ihrer Gutmütigkeit ab, ob ...

In diesen trüben Betrachtungen war Gregorio auf seinem ziellosen Marsch zur Schwebebahnstation gelangt, woselbst ein paar Hotelportiers mit gezückten Menukarten bereit standen, um diese

anbefohlen haben soll, um das Kind Jesus sicher umbringen zu können. Dieser Kindermord hat nach unserm heutigen Empfinden so etwas Brutales, Hässliches, Gemeines an sich, dass es uns unfassbar, unverständlich und grenzenlos abstossend erscheint, dass so etwas geschehen konnte. Und doch ist Kindermord in jeder Form ein tagtägliches Ereignis. Drei sensationelle Prozesse, die in den vergangenen Wochen bei uns in der Schweiz durchgeführt wurden, lassen uns hineinblicken in das psychische und materielle Elend unserer Zeit, in die Geistesverfassung vieler unserer Mitmenschen und den Nährboden dieser Mentalität, die ökonomischen Verhältnisse, wie die mangelhafte Erziehung in unserer ach so christlichen Gesellschaft.

I.

Da ist in Basel, der schweizerischen Metropole des Christentums und der Baseler Heidenmission, die Frau des bekannten Radiosängers und Regisseurs Hans Visscher van Gaasbeck beschuldigt worden, vor 9 Jahren ihr 4½jähriges Mädchen Felice Eleonore ermordet und beseitigt zu haben. Das Kind, das die Frau *wider ihren Willen* nach zweijähriger Ehe gebar, wuchs, in den ersten Jahren von den Eltern fast dauernd getrennt, in Heimen und bei Verwandten auf, da die Eltern in schwierigen finanziellen Verhältnissen lebten. Durch die Anstellung des Vaters beim Radio Basel besserten sich diese etwas, so dass die Familie das 3jährige Kind zu sich nehmen konnte. Die Frau erzog das zartgebaute, scheue Kind statt mit Liebe mit einer Art Dressur, mit Schlägen und Misshandlungen, die sogar bis zu einem Armbruch der Kleinen führten. Diese Behandlung entfremdete das Kind der Mutter, und diese wurde immer mehr in eine Abneigung gegen das Kind getrieben. Klagen von Nachbarn bei der Vormundschaftsbehörde wurden von dieser als Konsum-Geschwätz bezeichnet und nicht weiter beachtet. «Die Anklageschrift», wir folgen dem Berichte der Berner Tagwacht, «wirft nun der entmenschten Mutter vor, am Nachmittag des 12. Mai 1931 das Kind wegen irgend einer kindlichen Ungezogenheit durch heftige Schläge auf Arme und Hinterteil bestraft zu haben, durch das Weinen des Kindes in sinnlose Raserei versetzt, das Kind immer heftiger geschlagen und schliesslich, in der Absicht, es zu töten, mit voller Wucht auf den Boden geschmettert zu haben. Durch das Aufschlagen mit dem Kopf erlitt das Kind einen Schädelbruch, an dessen Folgen es am folgenden Morgen starb». In Abwesenheit ihres Mannes habe sich die Mutter ins Appenzellische begeben und die Kindesleiche in einem mit zwei Bügeleisen beschwerten Koffer in ein Sumpfgebiet bei Gais geworfen. Ihrem Gatten teilte sie mit, sie habe das Kind «irgendwo im Bündnerland in Pflege gegeben», sie habe aber ein Gelöbnis abgelegt, nie zu sagen wo. Mit dieser Auskunft gab sich der «eigenartige Vater» zufrieden und sang weiter am Radio fromme Lieder!

Heute nach 9 Jahren ist der Gatte im Begriffe, sich von seiner Frau scheiden zu lassen. Er bemühte sich nun, den Aufenthaltsort des Kindes ausfindig zu machen, und so kommt die Polizei dazu, den Mord aufzudecken. «Die Mutter bekennt sich des Totschlages *nicht* schuldig, der Prozess wird darum einen grossen Aufmarsch von Zeugen aus Basel und dem Kanton Appenzell, von Sachverständigen und Experten mit sich bringen. Gelingt der Beweis der Tötungsabsicht nicht, so wird die Angeklagte freigesprochen werden müssen, denn, nimmt das Gericht selbst Körperverletzung mit tötlichem Ausgang an, so ist das Verbrechen bereits verjährt und die Misshandlungen und furchtbaren Leiden, die das arme Kind erdulden musste und die von der Mutter zugegeben werden, bleiben dann ungesühnt.»

Aus der Prozessverhandlung ergibt sich, dass es sich um ein sehr schönes, liebliches, aber ungemein scheues Kind handelte. Die Scheuheit entstand natürlich durch die lieblose Behandlung des Kindes. «Ich *wollte* damals (1926)) noch kein Kind, wir hatten *noch kein moralisches Recht*, ein Kind zu haben. Mein Mann fand es verantwortungslos, dass wir schon damals ein Kind haben sollten. Er wollte doch noch jahrelang weiterstudieren», sagte die Angeklagte. Auf die Frage «Haben Sie nie daran gedacht, die Schwangerschaft zu unterbrechen?» antwortete sie «Nein. Mit diesem Gedanken habe ich mich überhaupt nicht abgegeben. *Das kam schon aus religiösen Gründen nicht in Frage.* (!)

Auf die Frage des Gerichtspräsidenten «Hatten Sie nicht von Anfang an eine starke Abneigung gegen das Kind?» antwortete die Angeklagte «Nein, das stimmt nicht». — «Oder eine gewisse Gleichgültigkeit?» — «Nein, ich hatte Freude als es auf die Welt kam.»

«Die Anklage wirft Ihnen vor, Sie hätten ihrem Kinde nie irgend welche mütterlichen Zärtlichkeitsbeweise gegeben — stimmt das?» — «Mein Mann hatte mir das verboten und ich folgte ihm. Ich wollte das Kind von mir unabhängig machen. Ich wollte nur sein Bestes.»

Ihr eigener Bruder und ihre Schwägerin erklärten, dass das Kind hart und lieblos behandelt worden sei. Schokolade durfte das Kind nicht annehmen aus Furcht, von der Mutter deshalb geschlagen zu werden.

Infolge eines Erbstreites kam die Frau in eine nervöse und gereizte Stimmung. «Ich war damals in einem furchtbaren Zustande, völlig hilflos und willenlos, ich fing an, übermässig

---

den ankommenden Fahrgästen in die Hand zu drücken. Wie es sich gehört, lag eine ganze Menge dieser Karten, von Fremden achtlos weggeworfen, auf dem Platz herum. Ohne eine bestimmte Absicht las Gregorio ein paar dieser Reklamepapierchen auf, und dann durchzuckte ihn ein Gedanke. Er postierte sich neben den letzten Portier, immerhin vorsichtigerweise in der Entfernung einer möglichen Ohrfeige, und spielte nun auf eigene Rechnung die Rolle, die ihm die Señora Larraz in ihrem Kitschwarenstand zugedacht hatte: die des mitleiderregenden Betteljungen. Und zwar eher unbewusst, denn das Betteln lag ihm nicht, weil er aber gesehen hatte, dass jeder Portier, dem es geglückt war, einen Gast in seine Fonda zu lotsen, von diesem eine Kleinigkeit zugesteckt erhielt, richtete sich sein Augenmerk auf diesen zusätzlichen Verdienst, wenn man so sagen darf.

Und er hatte Glück, trotzdem er der Virgen gegenüber so jämmerlich dastand. Der erste Angekommene, dem er sich als Führer zu den Hotels anerbot, trotzdem diese natürlich in nächster Nähe sich befinden, der erste Angekommene schnappte auf die Führung ein, folgte Gregorio zur erstbesten Gaststätte, und in seinem Kielwasser kam eine ganze Familie im Gänsemarsch dahergesegelt.

Der muchacho wagte das Entgelt für seinen Lotsendienst nicht zu errechnen, der Erfolg aber übertraf alle seine Erwartungen, und machte ihn starr: es wurde ihm eine regelrechte, blitzblanke, ausgewachsene Peseta in die Hand gedrückt.

Soviel Geld war eigentlich unvorstellbar. Soviel Geld besass in ganz Monistrol höchstens der Alcalde, und auch das war durchaus noch keine erwiesene Tatsache. Mit soviel Geld konnte man ... ja, was konnte man schon ... soweit dachte Gregorio in seiner Einfalt überhaupt gar nicht mehr. Er lief was er laufen konnte, ohne zu überlegen, ohne auch nur einen Augenblick sich seines Besitzes zu erfreuen, und landete hochatmend nach einer Minute vor dem Bild der Virgen, das immer noch in Betrachtung des verwünschten Korkens versunken war, wie ihm wenistens so schien.

Dass es nun hiess grosszügig sein, das war ihm klar. Der kleine Betrugsversuch musste gesühnt werden. Darüber gab es nichts zu reden, und eine Peseta schien ihm gerade gross genug, um die Virgen von seiner Rechtschaffenheit und seinen Reuegefühlen zu überzeugen. Sogar ein Duro wäre ihm in diesem Augenblick nicht zuviel gewesen, wenn er einen solchen besessen hätte.

In diesem Augenblick, wohlverstanden. Ein Augenblick ist aber verhältnismässig kurz, und der, von dem eben die Rede ist, ging gerade da zu Ende, als Gregorio sich anschickte, seine Peseta in die Kapelle hineinzuwerfen.

(Schluss folgt.)

Ein Buch?

Die Literaturstelle der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz, Postfach 2141, Zürich-Hauptbahnhof, besorgt es Ihnen.